



WERNER GEISMAR

KÖLNER SAMBA



KRIMINALROMAN

WERNER GEISMAR
KÖLNER SAMBA
KRIMINALROMAN
LESEPROBE

1. KAPITEL

Bruno Böllmann hörte das hohe Quieken einer *Cuíca*, dann schepperte ein halbes Dutzend Tan-tan-Sambatrommeln los, über denen der schnell geschlagene Doppelton des *Agogô* klirrte, aber schon Sekunden später wurde der hüpfende Rhythmus vom dumpfen Hall einer dicken Trommel verschluckt. Bum, bum-bum, bum. Der hohe Quierton der *Cuíca* überschlug sich und verwehte im Marschgetöse eines Fanfarenkorps. Für einen kurzen Moment konnte er die Severinstorburg erkennen, die abweisend und feindlich aus ihren dusteren Schießscharten auf das bunte Getümmel unter ihr hinabstarrte. Dann wurde ihr Anblick von den rosafarbenen Pappfiguren verdeckt.

Er fröstelte. Die nasse Kälte war unter sein Clownskostüm gekrochen. Wie ein streunender Hund war er durch die Südstadt geschnürt, hatte da und dort an bierseligem Frohsinn geschnuppert und sich an fremden Theken zwischen fremde Menschen gezwängt. Jetzt waren seine Beine schwer, im Magen schwappte ein gärendes Gebräu aus Erbsensuppe, Bier und Korn. Er hätte sich gerne auf den niedrigen Bordstein gesetzt und den Kopf auf die Knie gelegt, aber kostümierte Kinder schubsten ihn auf der Jagd nach Süßigkeiten vom Bordstein zurück, und als dann ein Reiterkorps mit seinem Paradewagen vorüberzog, klatschte eine Tafel Schokolade gegen seine Stirn, so dass er zurücktaumelte und vor den nachfolgenden Wurfgeschossen Deckung hinter einer tonnenförmigen Türkenmutti suchte, die im Dreißigsekundentakt ihrem Jungen in der vordersten Front zuschrie: „Ali, Ali, pass auf, pass auf!“ Im gleichen Takt ruderte sie mit den Armen nach rückwärts und brachte Bruno Böllmanns mühsam aufrecht erhaltenes Gleichgewicht so durcheinander, dass die Bonbons, Kaugummis und billige Schokolade in seinem Aldibeutel wie wild rappelten. Eingeklemmt zwischen der Türkenmutti und einem großen Tanzbär verbrachte Bruno einige Minuten in völliger Finsternis. Dann zwängte er

sich in der lebenden Mauer aus Menschenleibern zwei Schritt zur Seite, reckte sich und konnte die leuchtend roten Overalls der Kehrmänner erkennen, die hinter dem Veedelszöch herdackelten und den größten Schmutz aufkehrten.

Bruno Böllmann schob sich zwischen den dicht gedrängten Reihen der Zuschauer hindurch. Es roch nach Bier und halb verbrannten Würstchen. Als hätte sein Aufbruch ein Zeichen gesetzt, drängte eine Gruppe mit weißen Bettlaken und viel Goldkordel als Scheichs Verkleideter über den kaum zwei Fuß breiten Trampelpfad zwischen Zuschauern und Hausfassaden und spülte ihn in den Kneipeneingang, aus dem es so penetrant nach verschmortem Öl und verbrannten Würstchen roch. Eine Woge Tünnesse, die in der Kneipe die Herrentoilette zugepisst hatte, spülte ihn auf den Trampelpfad zurück. Ein Quetschbüggel jaulte in Brunos Nacken, der Schlegel der dicken Trommel kam seinem Ohr gefährlich nahe.

Bruno erspähte die Lücke zwischen einem Indianer und einem Mongolen, schlüpfte hindurch und rannte zwischen zwei Bagagewagen quer über die Straße. Er hatte sich unter die Severinstorburg gerettet. Zu seiner Erleichterung bemerkte er, dass die Tünnesse in Richtung Ubierring abzog.

Als die *Cuíca* ein höhnisches Kreischen von sich gab, wandte sich Bruno um und sah in einiger Entfernung die Sambatrommler im Halbkreis stehen. Einige rauchten, andere aßen Bockwurst mit Senf. Die meisten waren Deutsche, *Caranguejos*, Krebse, wie die Brasilianer sie verächtlich nannten. Sie hätten hundert Jahre auf die Sambatrommeln schlagen können, ein echter Samba wäre nie dabei herausgekommen.

Unter der Severinstorburg zogen feine Nebelschwaden hindurch. Bruno Böllmann musste unwillkürlich an Gerda denken, die über einen nebelverhangenen Weg zwischen Büschen hindurch auf das alte Zollhaus in der Eifel zuschritt, mit den Armen immer den gleichen Schwung holte und ihre gesunde Röte wie einen Schutzschild vor sich hertrug. Gerda wäre es nie passiert, bei solchem Wetter zu frieren. Sie umkleidete ihre langen Beine in eine genau festgelegte Reihenfolge von Strumpfhosen, legte Lage um Lage wärmender Ski-Unterhemden, Pullover und Rollis an und verschloss sich nach außen hin mit einer

naturfellgefütterten, oliven Jacke, die sie wie eine in die Länge gezogene und mit einem Tarnanstrich versehene Zwiebel aussehen ließ.

Gerda mochte den Karneval nicht, und der Karneval mochte Gerda nicht. Sie floh vor seinen Ausdünstungen in den modrigen Geruch des alten Zollhauses in der Nähe von Prüm. Gerda mochte jede Art beschriebenen Papiers. Nur eines mochte Gerda noch mehr als beschriebenes Papier, das waren seine weißen Ränder, die sie mit sachkundigen Anmerkungen oder mit einfachen Frage- oder Ausrufezeichen zu füllen pflegte.

Plötzlich kam Bewegung in die Sambatrommler. Die *Cuíca* schluchzte auf, ein zur Hälfte angebissenes Würstchen wurde hinuntergewürgt, ein Senfstau unter die Zunge gepresst, dann rasselten die Tamburine. Drei junge Männer, die Gesichter mit schwarzer, dick aufgetragener Schminke zugekleistert, trotz des nasskalten Wetters nur in enge Segeltuchhosen gekleidet, die nackten Oberkörper eingölt, und eine junge Frau, die sich Sekunden zuvor noch den Rücken gehalten und das Gesicht schmerzvoll verzogen hatte, begannen, ihre Beine im *Capoeira*-Tanz auf ihre Köpfe zusausen zu lassen, sich im letzten Moment unter ihnen wegzuducken und, wie von unsichtbaren Federn angetrieben, einander zu umkreisen.

Die kreiselnden Bewegungen machten Bruno schwindelig. Sein Blick wanderte zurück und streifte eine Indianerin mit einer Adlerfeder im Haar, die ein paar Schritte entfernt eine Zigarette rauchte. Von links näherte sich ihr ein Verkleideter im roten Jackett, das Gesicht mit schwarzer Schminke zugekleistert. Bruno lehnte sich in die Nische zurück und atmete die feuchte Luft tief ein. Er war seit den Morgenstunden in der Stadt unterwegs. Er hatte da und dort Einkehr gehalten und ein Kölsch getrunken, ein freundlicher, leiser Clown, dem die Schminke im Gesicht verlief.

Er fühlte, dass ihm im Magen flau wurde und sah vor seinem inneren Auge grüne Flecke mit rot glühenden Kometenschweifchen umeinander tanzen. Er riss die Augen auf, reckte das Kinn vor, wie er es stets tat, wenn er Übelkeit in sich emporsteigen fühlte, und versuchte, sich auf einen Punkt in der vor ihm wogenden Menge zu konzentrieren. Sein Blick fiel auf eine schlanke schwarzhaarige Frau mit einem breiten,

fleischigen Kinn, das zu ihrem schmalen Gesicht nicht passte, die sich durch eine Gruppe als Kammerkätzchen Verkleideter in den Menschenstrom drängte, der sich ihr von der Severinsstraße entgegenwälzte. Sein Magen begann zu hüpfen und wollte sich umstülpen. Bruno Böllmann konzentrierte sich noch stärker auf das Gesicht der Frau, die Mund und Augen weit aufgerissen hatte. Ihr Blick war starr, und er glaubte, so etwas wie Entsetzen in ihm zu erkennen. Die Frau wurde nach links auf die Severinstorburg abgedrängt und segelte, wobei sie mit den Armen Kurs zu halten versuchte, auf Bruno Böllmann zu.

Bruno Böllmann spürte seinen Magen nicht mehr, die Übelkeit wurde von der Panik, die aus den großen, dunklen Augen der Frau drang, weggeschwemmt. Ihre geröteten Nasenflügel blähten sich auf, sie flog vornüber, breitete die Arme aus und schoss auf Bruno zu, der wie gelähmt und unfähig war, der heranfliegenden Frau auszuweichen. Er sah, wie aus dem geöffneten Mund der Frau eine schwärzliche Blutfontäne sprudelte. Dann prallte die braune Boutiquentüte, die sie losgelassen hatte, gegen Brunos Bauch und verhakte sich mit ihren Tragehenkeln an den großen roten Knöpfen seines Clownskostüms. Die Frau klatschte neben ihm mit der Stirne in die Nische. Ihr Kopf wurde von der großen Wucht des Aufpralls zurückgerissen. Bruno vernahm deutlich, wie Bänder und Sehnen rissen und ein Knochen mit einem Knacken zerbarst.

Der Kopf der Frau baumelte merkwürdig haltlos weit hinter dem Nacken. Sie starrte Bruno mit gebrochenen Augen ins Gesicht. Ihre Stirn war eingedrückt, Gehirnflüssigkeit ergoss sich aus Ritzen und Rissen hervor und mischte sich mit dem Blut, das aus ihrem geöffneten Mund sickerte.

Erst jetzt bemerkte Bruno Böllmann den runden, kahl rasierten Kopf des Mannes kaum drei Meter vor sich. Etwas von der dick aufgetragenen schwarzen Schminke, die das Gesicht des Mannes bedeckte, hatte sich aufgelöst und war auf sein rostbraunes Jackett getropft, unter dem er kein Hemd trug. Bruno starrte in die tief liegenden, nussbraunen Augen des Mannes, in denen sich eine tiefe Kälte verbarg, die langsam ihr Versteck verließ und auf Bruno zukam. Irgendetwas irri-

tierte ihn an dem Blick des Mannes. Er sah, wie der Mann sich wie ein *Capoeira*-Kämpfer in kreiselnde Bewegung setzte und Schwung holte. Er hörte, wie die *Cuica* über den Schlägen der Sambatrommeln höhnisch kreischte und vernahm die dumpfen Schläge der dicken Trommel, die im Marschrhythmus von rechts heran dröhnten, und das verrottete Jammern einer Ziehharmonika, die vor ihr herschwänzelte. Jetzt hob ein Fuß des Mannes, umkleidet von einem braunen, halbhoher Lederschuh mit aufgesetzter hoher Stollensohle und eisenbewehrter Kappe, vom Boden ab. Bruno wusste, wem der tödliche Tritt galt: ihm, dem freundlichen Clown, der soeben Zeuge eines Mordes geworden war ...

Die Woge der lärmenden Tünnesse erreichte Bruno Böllmann, als die Eisenkappe des halbhoher Lederschuhs nur noch wenige Zentimeter von seiner Stirn entfernt war und riss Bruno mit sich davon. Der Schuh knallte in die Mauernische. Bruno duckte sich zwischen die Tünnesse. Die roten Fransen ihrer Perücken klatschten in sein Gesicht und legten eine Tropfenspur darauf, als hätten sie Eier an einer langen Schnur darauf gelaicht. Ein Flachmann wanderte in seine Hand, sein Ellenbogen bekam einen freundlichen Stoß, der Schnaps ergoss sich in Brunos Mund.

Die Tünnesse spuckten ihn erst an der Haltestelle Ubierring wieder aus. Eine Straßenbahn hielt. Ein Knäuel Menschen drängte hinein. Bruno wurde von einer dicken Mutter, zwei Kinder mit prall gefüllten Plastiktüten an der Hand, zurückgedrängt, bekam auf der schmalen Fahrbahn den Kotflügel eines VW-Passat gegen das Knie gerammt und stob wie ein aufgescheuchtes Huhn quer über die Fahrbahn und in die nächste Seitenstraße hinein.

Bruno rannte. Sein Knie schmerzte. Er blickte sich um. Eine alte Frau starrte neugierig hinter ihm her. Sein Unterbewusstsein hatte es schon die ganze Zeit registriert, aber erst jetzt nahm Bruno Böllmann wahr, dass beim Laufen etwas gegen seinen Bauch bumperte. Er blieb stehen und blickte an sich hinab. Eine Boutiquentüte aus braunem, geschmeidigem Plastik hatte sich mit ihren Henkeln an den großen roten Knöpfen seines Clownskostüms verhakt. Bruno zerrte an den Henkeln, die sich auf vertrackte Weise über und unter das Dutzend Knöpfe

geschoben hatten, die Gerda mit reißfestem, doppelt aufgefädeltm Zwirn an sein Clownskostüm genäht hatte. Gerda liebte Knöpfe. Sie besaß eine große Sammlung von Knöpfen aller Art, die sie in den Schubladen eines alten Sekretärs aufbewahrte und durch ständige Zukäufe ergänzte. Erst als er einen der roten Knöpfe abgerissen hatte, gelang es Bruno, die braune Plastiktüte von seinem Bauch zu lösen.

Er beugte sich vor und warf einen Blick hinein. Dort lag ein Hähnchen mit blutbesudelten Federn, der lächerlich kleine Kopf mit dem weit aufgerissenen Schnabel war abgerissen und mit Sicherheitsnadeln auf der Brust des Hähnchens befestigt. Aus dem Hals baumelten Sehnen und Arterien.

Bruno Böllmann übergab sich in den Rinnstein. „Du Ferkel, du dreckeliges!“, schrie die alte Frau und drohte Bruno mit der Faust.

Bruno hielt die Boutiquentasche ziemlich weit von seinen Beinen weg und schlug die nächste Querstraße rechts ein, die zurück zu den Ringen führte. Dort mischte er sich unter eine Gruppe Clowns, die in Richtung Barbarossa-Platz marschierte, trunken vom Umzug, von Kammelle und Kölsch.

Er fühlte sich elend und spähte zu den prall gefüllten Tragetaschen und Büggeln der anderen. Wahrscheinlich, überlegte er, war er der einzige Mensch, der am Karnevalssonntag mit einer Plastiktasche durch Köln hastete, in der ein ungerupftes Hähnchen mit abgerissenem Kopf verblutet war. Vielleicht hatte er sich mit der Zeit verändert, vielleicht begann der Karneval ihn nicht mehr zu mögen.

Bruno betrat das Café am Barbarossa-Platz. Außer ihm war noch ein Verkleideter anwesend, der Kellner hinter der Bar. Bruno schätzte, dass es ein Iraner war, der sich eine rote Pappnase und einen lächerlich kleinen, schwarzen Papphut aufgesetzt hatte. An einem der Caféhaustische saß ein Italiener, frische Dauerwelle im eingeeölnen Haar, frische Ladung Karibikbräuner ins Gesicht geknallt, und spielte gelangweilt mit dem breiten Goldarmband an seinem Handgelenk. Bruno setzte sich an die Bar. Aus Richtung der Toilette kam ein strohblondes Geschoss, frische Dauerwelle im Haar, Turbo-Karibikbräuner ins Gesicht geknallt, die Titten wie mit dem Bleistiftanspitzer scharf gemacht, und setzte sich zu dem Italiener.

Das Cowgirl mit dem aufgeweichten Papphut, von dem der Plastiksheriffstern sich halb gelöst hatte, schlenderte an den Fenstern des Cafés vorbei, wischte sich eine blaue Strähne ihres Perückenhaars aus der Stirn und warf einen kurzen Blick in das Lokal. Sie sah, wie Bruno von dem Barhocker vor der Theke aufstand und mit dem Fuß etwas unter die Fußleiste schob. Das Cowgirl, das Bruno vom Ubierring gefolgt war, blieb stehen, fingerte eine Zigarette aus der Brusttasche des karierten Hemdes und versuchte sie anzuzünden, aber der Wind blies die Flamme des Feuerzeugs immer wieder aus. Es drehte sich der Scheibe des Cafés zu und rückte ganz nahe an sie heran. Der Wind strich über die Flamme des Feuerzeugs hinweg, die Zigarette glimmte auf. Das Cowgirl wandte sich ab und wartete, bis die Fußgängerampel auf Grün umsprang. Dann überquerte es die Straße und stellte sich, als es zu regnen begann, in den Eingang einer Bäckerei. Dort holte es ein Handy aus der Hosentasche und gab eine Nummer ein.

„Er ist in einem Café am Barbarossa-Platz“, sagte das Cowgirl. „Ja, er hat die Tüte dabei. Beeilt euch, es sieht nicht so aus, als würde er lange bleiben.“

„Machen Sie mir eine Hühnersuppe und geben Sie mir ein Wasser ohne Kohlensäure!“, sagte Bruno, als ihn die Pappnase fragend ansah.

„Nur mit Kohlensäure!“, sagte die rote Pappnase, über der braune Knopfaugen Bruno so düster fixierten, als sei Persien gerade zum zweiten Mal von Alexander dem Großen überrannt worden.

„Die Hühnersuppe oder das Wasser?“, fragte Bruno. Der Iraner verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, als habe ihm sein Zahnarzt, der gerade den entzündeten Nerv seines Backenzahns tötete, einen abgestandenen Kalauer erzählt.

Bruno ging zum Telefon, das neben der Toilettentür an der Wand hing, und wählte Pepe Rogalzkys Nummer im Polizeipräsidium. Er ließ es eine ganze Weile bimmeln. Dann meldete sich Pepe. Er hatte die verschlafenste Stimme von ganz Köln. Auch wenn man gerade aufgestanden war, wurde man sterbensmüde, wenn man Pepe Rogalzky länger als zehn Sekunden zuhörte.

„Ach, du bist’s, Bruno ... Ich dachte, du wärst Karneval immer in der Eifel ...“

Bruno seufzte. „Das ist Gerda“, sagte er. Er fühlte wieder diesen Stich, wenn selbst seine engsten Freunde Gerdas Gewohnheiten und Vorlieben mit seinen, Brunos, verwechselten.

„Mach's kurz, Bruno“, sagte Pepe. „Wenn du mich einladen möchtest, warte bis Aschermittwoch damit ...“

„Ich wollte dich zur Severinstorburg einladen, Pepe!“ unterbrach ihn Bruno, der mit einem Auge auf die Hühnersuppe schielte, die vor seinem Platz auf der Bar dampfte. Dann fiel ihm das kopflose Hähnchen ein, und er wusste, dass er kotzen musste, wenn auch nur ein Löffel Hühnersuppe seinen Magen erreichen würde. Er berichtete Pepe kurz sein Erlebnis.

„Sag mal, wie nüchtern bist du, Bruno?“, fragte Pepe Rogalzky.

„Wieder ziemlich nüchtern“, erwiderte Bruno wahrheitsgemäß. „Und du weißt ganz genau, dass ich mir als Organ der Rechtspflege keine dummen Scherze mit dir erlauben würde.“

„Als was ...?“, fragte Pepe Rogalzky.

„Als Organ der Rechtspflege“, wiederholte Bruno.

„Komm mir bitte nicht damit, du Rechtsverdreher“, sagte Pepe Rogalzky und gähnte lange und ausdrucksstark. Bruno fühlte, wie eine bleierne Müdigkeit in seinen Beinen hochstieg. „Ich bin in fünf Minuten bei dir am Barbarossa-Platz.“

Bruno hängt ein, schleppte sich zu seinem Platz an der Bar und schob die Hühnersuppe von sich. Der Iraner beobachtete ihn misstrauisch. „Stimmt was mit der Hühnersuppe nicht?“, fragte er.

„Haben Sie Appetit auf Hühnersuppe?“, fragte Bruno den Iraner. Der hob abwehrend die Arme und schüttelte den Kopf.

„Sehen Sie!“, sagte Bruno. „Ich habe sie nur als Alibi für die Bullen bestellt, die mich gleich abholen werden! Bringen Sie mir also schnell einen Cognac.“

Der Kellner zuckte mit den Schultern, füllte einen Cognac-Schwenker und reichte ihn zu Bruno herüber. Bruno hielt sich die Nase zu und kippte ihn hinunter.

„Die Bullen?“, fragte der Iraner. Bruno nickte. „Was haben Sie denn angestellt?“

„Ich habe die Jungfrau erdrosselt, den Bauern vergewaltigt und den

Prinz Karneval erschossen!“, erwiderte Bruno. Eine Polizeisirene ertönte, Blaulicht zuckte, ein Bullenauto versperrte die Linksabbiegerspur vor dem Café. Bruno warf einen Geldschein auf die Theke und nickte dem Mann hinter der Bar zu. „Wegen mir wird in Köln die Todesstrafe wieder eingeführt“, sagte er.

Als Bruno in den Streifenwagen eingestiegen war, kurvte ein roter Mazda um den Barbarossa-Platz. Das Cowgirl sprang aus dem Eingang der Bäckerei und winkte. Der rote Mazda fuhr halb auf den Bürgersteig und stoppte. Das Cowgirl riss die hintere Wagentür auf und drängte sich auf den Rücksitz. „Mist, er hat die Bullen angerufen!“, sagte es. „Ich glaube, wir können die Lieferung vergessen.“

„Es war ein Versehen, ich wollte die Frau nur stoppen“, sagte der Mann, dessen Gesicht mit schwarzer Schminke zugekleistert war. „Warum musste das blöde Huhn ausgerechnet an einem Tag wie heute mit der Lieferung durchbrennen wollen?“

„Vergiss es“, sagte der Mann im beigen Frack und zupfte eine Fluse von seinem Zylinder, den er auf den Knien abgesetzt hatte. „Du hast sie halt unglücklich getroffen. Glaubst du, dass dich der Clown wiedererkennen könnte?“

„Ich weiß nicht, er hat mir zwar mitten ins Gesicht gestarrt, aber mit einem Blick, als wäre er nicht ganz bei sich“, erwiderte der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht.

„Wahrscheinlich besoffen“, sagte der Mann im beigen Frack.

„Nicht besoffen, er hat anders geguckt“, beharrte der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht. „Er hat so geguckt, als könne er durch meine schwarze Schminke hindurchsehen.“

„He, jetzt siehst du Gespenster!“, sagte der Mann im beigen Frack. „Du hast keinen Grund, die Nerven zu verlieren. Okay, der Mann hat die Bullen gerufen. Wir warten erst mal ab, ob sie etwas unternehmen werden.“

2. KAPITEL

Im Severinsviertel hatten sich die Jecken verlaufen, die Menschentrauben, die sich vor den Kneipen zusammengedrängt hatten, waren im Innern vom feuchtwarmen Bierdunst gnädig aufgenommen worden. Einen Moment lang schien der Karneval in Köln stillzustehen und auszuatmen, als ein hochgewachsener Mann im Torerokostüm, eine spanische Flamencotänzerin am Arm, auf die Severinsstraße einbog. Wind und Wetter, Bier und Schunkelschwitze hatten das Make-up der Flamencotänzerin verwischt, die hohen Bögen ihrer mit Kajalstift nachgezeichneten Augenbrauen eingedrückt und Schatten in ihre Augenhöhlen gemalt. Der Torero blieb stehen und ließ seine Blicke über die Hausfassaden wandern.

„Du wirst es doch finden, oder?“, flüsterte die Flamencotänzerin. „Du warst doch nicht so weggetreten, dass du es dir nicht merken konntest, oder?“

Statt einer Antwort zog der Torero die Flamencotänzerin am Arm weiter, überquerte die Severinsstraße und verschwand in einem Hauseingang. „Bist du dir sicher, dass es hier war?“, flüsterte die Flamencotänzerin, deren falsche Wimpern wie im Auge eines Sturms flatterten. „Ich meine, es war ein braun gestrichenes Haus.“

„Was du meinst, ist mir scheißegal!“, sagte der Torero, drückte den obersten Klingelknopf und schob, als der Türsummer das Schloss entriegelt hatte, die Flamencotänzerin in den Hausflur. Dann nahm er zwei Treppenstufen auf einmal und blickte sich kein einziges Mal zu der Flamencotänzerin um, die sich am Treppengeländer festhielt und ihm langsam folgte.

Aus der Tür der Dachwohnung steckte eine Frau im Cowgirlkostüm ihren Kopf, wischte sich eine Strähne ihrer blauen Perücke aus der Stirn und sah den Torero fragend an. „Wir wollen was kaufen“, flüsterte er. Das Cowgirl zog ihn in den schmalen Wohnungsflur und

wartete an der Tür, bis die Flamencotänzerin das oberste Treppenpodest erreicht hatte. Dort hielt die Flamencotänzerin schwer atmend inne, tastete mit beiden Händen über ihr verwischtes Make-up, raffte die knisternden Stufen des roten Satinrocks zusammen und zwängte sich ebenfalls durch die Wohnungstür.

Das Cowgirl, das ihnen geöffnet hatte, rückte sich die billige, blaue Karnevalsperücke zurecht, unter deren Gummizug der Ansatz ihres rot gefärbten Haars hervorschaute. Sie musterte die beiden Gestalten, die wie hungrige Zootiere vor der Fütterung im engen Flur hechelten.

„Wir waren am Samstag schon mal hier“, flüsterte die Flamencotänzerin. „Der venezianische Clown und die venezianische Tänzerin, Sie erinnern sich bestimmt!“

Das Cowgirl zupfte an den Strähnen der blauen Perücke und nickte. Dann drängte es die beiden Gestalten in Richtung der Tür zurück. „Es tut mir leid“, sagte es, „ich würde euch gern was verkaufen, aber es ist nichts angekommen.“

Die Flamencotänzerin legte beide Hände auf die Wangen, ihr Kinn klappte herunter, und sie hätte einen Schrei ausgestoßen, wenn der Torero ihr nicht den Handballen vor die schlaffen Lippen gehämmert hätte. „Was heißt das, es ist nichts angekommen?“, fragte er. „Heißt das, es gibt nichts? Es gibt gar nichts?“

Das Cowgirl hob die Arme, als wolle es das Pärchen vor ihm segnen, wobei ihm die blaue Perücke wieder verrutschte. „Wir organisieren gerade was Neues“, sagte es. „Es wird in zwei Stunden da sein.“

„Zwei Stunden?“ Die Flamencotänzerin zitterte so stark, dass der Torero ihr Kinn packte und ihren Hinterkopf gegen die Flurwand drückte.

„Der Karneval“, sagte die Frau, „was passiert nicht alles im Karneval!“ Die Flamencotänzerin wollte an der Wand hinunterrutschen und sich auf den abgetretenen Ikealäufer im Flur setzen. Im letzten Moment erwischte der Torero einen ihrer Arme und zog sie wieder hoch.

„Sie ist mächtig im Druck“, sagte er und reckte das Kinn in Richtung der Flamencotänzerin. „Bei mir geht’s noch, aber sie bekommt gleich ‘nen Ausklinker.“

„Ich hab’ was zum Einwerfen“, sagte das Cowgirl. „Damit kommt

sie zwei Stunden weiter. Aber ich garantiere für nichts, wenn sie Schnaps darauf kippt.“

„Gut, wir nehmen was zum Einwerfen und kommen in zwei Stunden wieder.“

„Lass erst sehen!“, sagte das Cowgirl.

Der Torero griff in die Tasche seiner engen Satinhose und fummelte einen verschwitzten Fuffi hervor. Das Cowgirl nahm den Fuffi, verschwand in einem der Zimmer und kam mit einem Tütchen zurück, das es dem Torero in die Hand drückte. Der Torero schüttete aus dem Tütchen drei Kapseln auf die Hand und stopfte sie der Flamencotänzerin in den Mund. Sie schluckte und griff nach dem Tütchen, aber der Torero schlug ihre Hand zur Seite und ließ das Tütchen in der Tasche seiner Satinhose verschwinden. Dann zog er sie in Richtung Wohnungstür.

„Also dann, bis in zwei Stunden ...“, sagte er.

„Komm erst in zweieinhalb Stunden, sonst gibt's hier einen Stau“, sagte das Cowgirl und schüttelte die Strähnen der blauen Perücke. „Und bring sie nicht mit hoch, ich will hier keinen Ärger, kapiert?“

Der Torero nickte und schob die Flamencotänzerin aus der Tür in den Hausflur.

Das Cowgirl wartete nahe der Tür, bis die Schritte im Treppenhaus verklungen waren. Dann riss es die Schlafzimmertür auf und ging zu dem Bett, auf dem der verschwitzte Scheich lag und aus einer Flasche Bier trank. „Mir rennen sie die Bude ein und du liegst hier herum und trinkst Bier“, sagte es vorwurfsvoll und riss an der goldenen Gardinenschnur, die das Kostüm zusammenhielt. „Du musst jetzt was unternehmen!“

Der verschwitzte Scheich trank die Flasche leer und warf sie auf den Teppich. „Kann ich was dafür, dass dieses dumme Huhn den Stoff nicht hergebracht hat?“, fragte er und schwang die Beine über die Bettkante. „Kann ich aus nichts was zaubern?“

„Ich hab' die Peruanerin angerufen. Sie soll zu Anna. Die hat Vorrat, die kann uns aushelfen. Und wenn sie bei Anna nichts bekommt, muss sie halt selbst etwas abgeben.“

Der Scheich rülpste und angelte mit den Füßen nach seinen Schuhen.

„Anna ist eine Möglichkeit“, sagte er. „Aber du weißt, dass ich nicht gerne etwas von der Peruanerin nehme. Die ist mir zu unheimlich. Sie hat kleine Augen. Du kennst meine Meinung: Kleine Augen bringen Unglück.“

An der Severinstorburg lag keine Leiche, keine Blutspur war an den Steinen zu entdecken und außer Erbrochenem, Papptellern mit Senf und Hundescheiße gab es sonst nur Konfetti und zertretene Luftschlangen zu besichtigen.

„Bestehst du darauf, dass wir ein Protokoll aufnehmen?“, fragte Pepe Rogalzky, der mit Bruno die umliegenden Straßen der Südstadt abgefahren war. Von Sambatrommlern und *Capoeira*-Tänzern keine Spur.

Bruno nickte. „Ich bestehe darauf. Ich bestehe auch darauf, dass du die Kollegen von der Spurensicherung mit Hämmerchen und Meißel losjagst und ein paar Proben von der Nische nehmen lässt. Sie sollen sie im Labor auf Gehirnflüssigkeit untersuchen lassen. Und wenn es dir recht ist, komme ich morgen bei dir im Polizeipräsidium vorbei und unterschreibe das Protokoll.“

Pepe gähnte. Er machte einen mehr als übermüdeten Eindruck. Seine Augen waren entzündet, seine Haut von einem ungesunden Nikotingelb, seine Klamotten stanken nach abgestandenem Rauch. „Was ist mit der braunen Plastiktüte, von der du erzählt hast? Der mit dem toten Huhn?“, fragte Pepe.

„Ich hab’ sie im Café am Barbarossa-Platz liegen lassen“, sagte Bruno.

In einer von Pepe Rogalzky's Manteltaschen begann es zu bimmeln. Er zog drei Handys und zwei Funkgeräte hervor. Es war das blaue Handy. Er hielt es ans Ohr. „Ja? Am Eigelstein? In einer Blutlache? Der Doc hat also den Tod schon festgestellt. Ja, ich mach’ mich auf die Socken. Ich bin in der Severinsstraße. Das dauert nur ein paar Minuten.“

Pepe Rogalzky schaltete das Blaulicht ein. „Eine Leiche“, sagte er. „In einer Blutlache. Etwas Grundsolides. Ich werf’ dich am Barbarossa-Platz raus, du holst die Tüte und bringst sie morgen mit zum Präsidium.“

Als die kleine Peruanerin auf den Auerbach-Platz bog, schüttete der graue Himmel angedickten Regen auf den Asphalt. Sie zog das Kind, das den ganzen Weg schweigend neben ihr hergetrottet war, unter den Regenschirm und fingerte nervös nach dem Haustürschlüssel in ihrer Umhängetasche. Als der klapprige Fiat, dessen vordere Stoßstange eine große Delle hatte, neben ihr am Bordstein hielt, drückte sie dem Kind den Hausschlüssel in die Hand und gab ihm einen Stoß in den Rücken. Das Kind lief ein paar Meter, verfiel dann aber wieder in den Zuckeltrab, mit dem es seine Mutter den ganzen Weg von der Lortzingstraße in Lindenthal bis hierher begleitet hatte.

Die Peruanerin klinkte die Beifahrertür des Fiat auf und zwängte sich auf das durchgesessene Polster des Sitzes. Der Scheich hinter dem Steuer musterte sie und schüttelte unwillig den Kopf.

„Sag bloß, du bist den ganzen Weg zu Fuß gelaufen!“, sagte er.

Die Peruanerin nickte gleichgültig. Was wusste dieser Weiße schon, welche Wege man zu Fuß, welche man auf dem Esel, welche man mit dem Auto machen musste. Gar nichts wusste dieser Weiße.

„Hat dir Anna etwas gegeben?“, fragte der Scheich.

„Anna war nicht zu Hause“, sagte die Peruanerin. „Es ist Karneval. Überall in der Stadt finden Partys statt. Anna geht gern auf Partys.“

„Dann musst du etwas abgeben!“, sagte der Scheich. „Meine Kunden warten drauf. Sie werden Elsa die Bude einrennen.“

„Ich habe nichts“, sagte die Peruanerin. „Was da ist, gehört dem *Exu*, das weißt du. Es ist das Opfer, das ihm zusteht.“

„Dein *Exu* interessiert mich einen Scheiß!“, schrie der Scheich aufgebracht. „Du weißt, dass ich fair bin. Ich beteilige dich am Umsatz.“

„Es geht nicht“, sagte die Peruanerin. „Wenn ich es dir gebe, mache ich mich schuldig.“

Der Scheich griff in die Ablage und holte ein Schnappmesser hervor. Er ließ die Klinge kurz aufblitzen. „Du kennst mich, *Consuela*“, sagte er in seinem gemütlichen rheinischen Tonfall. „Ich mache keine Scherze.“

Die Peruanerin sah auf die Klinge des Messers. Blut würde vergossen werden, viel Blut. Was wusste dieser Weiße schon! Sie dachte an das Kind, das so wenig sprach und die Stimme einer Maus hatte. Was

wusste dieser Weiße, wie wenig man ein solches Kind schützen konnte.

„Dendê wird es nicht recht sein“, sagte die Peruanerin.

„Er wird nichts erfahren! Von mir jedenfalls nicht“, sagte der Scheich. „Und wenn er davon erfährt, soll er sich nicht beklagen. Er hat den falschen Kurier ausgewählt.“ Der Scheich legte das Messer zurück in die Ablage, riss die Umhängetasche der Peruanerin auf und stopfte ein Bündel abgegriffener Scheine hinein. „Wenn ich du wäre, würde ich ein paar Scheine auf die hohe Kante legen. Dann kannst du Dendê was abgeben, wenn er’s doch erfährt. Und jetzt bring mir’s her, ich warte hier“, sagte er.

Im Café am Barbarossa-Platz war der Iraner mit sich und seiner roten Pappnase allein. Er hatte sie auf die Stirn gezogen. „Hallo, Doppel-nase!“, sagte Bruno Böllmann. „Die Bullen haben mich laufen lassen. Ich konnte sie von meiner Schuld nicht überzeugen.“ Er graste mit seinen Blicken die blankgewetzte Messingleiste am Fuß der Theke ab. Zwischen den Beinen eines Barhockers schaute ein Zipfel braunen Plastiks hervor.

„Die Bullen sind komisch“, meinte der Iraner und schüttete den Satz aus einem Espresso-Filter in den Mülleimer. „Besonders im Karneval.“

Bruno Böllmann steuerte auf den Barhocker zu, unter dem das Hähnchen einige Fortschritte bei seiner Verwesung gemacht hatte. „Einen Doppelten für mich. Wenn Sie sich einen Doppelten hinter Ihre Doppelnase kippen möchten, sind Sie herzlich dazu eingeladen.“

Der Iraner nickte, goss zwei Cognacgläser einen Daumenbreit voll und schob ein Glas zu Bruno hinüber. Dann zuckte seine Hand zurück, als sei Bruno giftig. „Ich hatte mal einen Gast, der hatte ganz blutige Hände“, sagte er, nachdem er getrunken und Bruno zugeprostet hatte. „Den haben die Bullen auch hier abgeholt.“

„Und ist er wiedergekommen?“, fragte Bruno. Der Iraner schüttelte den Kopf, wich bis zur Spülmaschine zurück und begann, Espresso-tassen auszuräumen und in einem Regal zu stapeln. „War wenigstens am nächsten Tag sein Bild im *Express*?“ Der Iraner hob die Hände, als bedrohe ihn Bruno mit seinem Cognacschwenker. Bruno Böllmann bückte sich, zog den braunen Plastikbeutel unter der Messingleiste

hervor und legte ihn auf den Barhocker. Dann fischte er einen Geldschein aus der unergründlichen Tasche seines Clownskostüms, legte ihn auf die Theke und beugte sich weit vor. „Die Welt ist ungerecht“, sagte er. „Mit diesem Zustand bin ich noch nie klargekommen.“

„Das kenne ich“, meinte der Iraner. „Bei uns in der Türkei ist das nicht anders.“

Bruno Böllmann blickte den Iraner misstrauisch an. „Und Sie sind sicher, dass Sie nicht aus dem Iran sind?“ , fragte er.

„Total sicher“, meinte der Iraner und schob das Wechselgeld auf ihn zu. Dann zuckte seine Hand zurück, als sei Bruno giftig.

Ein grüner Konfettipunkt war durch das heruntergekurbelte Seitenfenster des roten Mazda geweht und klebte an der schwarzen Schminke im Gesicht des Mannes hinter dem Steuer. Etwas an dem Blick des Clowns hatte ihn zutiefst beunruhigt. Er kannte solche Blicke. Der alte Mann in dem großen Haus auf dem Hügel hatte ihn auch so angeschaut, als er ihn mit dem Messer in die Kehle gestochen hatte. Seitdem hatte ihn dieser Blick nicht mehr verlassen. Manchmal, wenn er durch eine dunkle Straße ging, fühlte er sich beobachtet. Dann drehte er sich um und sah den alten Mann in einem Hauseingang stehen und ihm diesen Blick zuwerfen.

Er hatte den Clown mit den Bullen an der Severinstorburg stehen sehen. Sie hatten nichts gefunden. Sie würden die Leiche niemals finden. Sie schwamm jetzt schon in Wesseling im großen Säurekessel. Ohne Leiche war es schwer, ihm etwas anzuhängen, das war überall auf der Welt so. Wenn da nicht dieser Blick des Clowns gewesen wäre, hätte er sich kaum Sorgen zu machen brauchen und wäre dem Clown und dem Bullen auch nicht quer durch das Severinsviertel gefolgt.

Als der Clown das Café am Barbarossa-Platz verließ, wusste er, warum er hierher zurückgekehrt war. Der Clown hielt die braune Plastiktüte weit vom Körper weg. In Angola hielt man so die Giftschlangen, wenn man eine hinter dem Kopf zu packen bekommen hatte.

Der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht riss die Wagentür auf und rannte auf den Clown zu, der am Straßenrand stand und einer Taxe winkte. Die Ampel war rot. Er kam drei Schritte zu spät. Der

Clown riss die Taxentür auf, warf den braunen Plastikbeutel auf den Rücksitz und ließ sich neben ihn plumpsen.

Der rote Mazda schnitt einen roten Toyota und jagte bei Gelb über die Kreuzung. Die Taxe mit dem Clown bog in die Kyffhäuserstraße ab. Jetzt würde er sie nicht mehr aus den Augen verlieren.

Als Bruno Böllmann die vier Treppen hinter sich gebracht hatte und mit dem Wohnungsschlüssel im klemmenden Türschloss stocherte, schaltete Frau Manderstein im ersten Stock den Staubsauger ein. Frau Manderstein hatte zwei Leidenschaften: Staubsaugen und Fernsehen. Er stellte die braune Plastiktüte in die Küche. Emma Peel, seine grau getigerte Katze, steckte den Kopf durch die Katzentür und verschwand dann wieder auf der Veranda. Bruno beobachtete, wie sie auf das Geländer sprang und von dort auf das tief heruntergezogene Dach. Dann ging er ins Badezimmer, schälte sich aus dem Clownskostüm und versank wenig später in einem Fichtennadelbad.

Er hatte sich die Haare gefönt, als Frau Manderstein in der Wohnung unter ihm den Fernseher einschaltete. Ein Tusch ließ den Zahnputzbecher gegen die Flasche Aftershave rappeln. Frau Manderstein war in hohem Maße schwerhörig und stellte den Fernseher stets auf volle Lautstärke. So war Bruno immer auf dem neuesten Stand, was Volksmusiksendungen und deutschen Schlager betraf. Er zog sich den Bademantel über, öffnete das beschlagene Badezimmerfenster und blickte auf die dunklen Silhouetten der Kiefern, Hecken, Gräben und Wälle, die in der Feuchtigkeit der Abenddämmerung dampften. Die Kölner Rennbahn sah am Karnevalssonntag trostlos aus.

Mit einem Tusch aus dem Fernseher von Frau Manderstein trat Bruno aus dem Badezimmer in die Küche und zuckte zurück. Emma Peel, seine grau getigerte Katze, hatte sich über die Plastiktüte hergemacht und ihren Inhalt quer durch die Küche zu ihrem Fressnapf gezerrt. Dort hatte sie mit Zähnen und Klauen die Halsöffnung des toten Hähnchens erfolgreich geweitet und ein durchsichtiges Plastiksäckchen aus dem Bauch hervorgezerrt. Es musste dabei geplatzt sein, das weiße Pulver war in der Küche verstreut. Emma Peel leckte ein bisschen daran. Sie schien Bruno nicht zu bemerken, stakste steifbeinig

zur Spüle, an der etwas Blut und Federn klebten, schnupperte an ihnen und kippte steifbeinig um.

Bruno hob Emma Peel am Nackenfell hoch und legte sie in ihr Körbchen. Rosa Schaum quoll aus ihrem Maul. Sie versuchte, den Kopf zu heben, schaffte es aber nicht. Ein Zucken lief über ihr Fell. Emma Peel starb mit ausgefahrenen Krallen.

Bruno hatte die ganze Zeit neben dem Katzenkorb auf den Fliesen des Küchenbodens gegessen und seinen Blick nicht von der Katze abgewandt. In dem Moment, als sie ihren letzten Atemzug tat, fühlte er einen starken Luftzug, als sei eine Tür zugeschmettert worden. Als er sich von den kalten Küchenfliesen erhob, hatte sich etwas in Bruno Böllmann losgerissen, das er schon immer mit sich herumgetragen, aber durch die Gebührenordnung für Anwälte, Gerichtstermine und Eigentümerversammlungen im Zaum gehalten hatte.

Der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht hatte den roten Mazda am Straßenrand geparkt und schlenderte zum zweiten Mal an dem alten Bürgerhaus im Drosselweg vorbei. Die Haustür gefiel ihm. Sie hatte geschnitzte Verzierungen. Das moderne Sicherheitsschloss gefiel ihm nicht. Er blickte hinauf zu den Fenstern der Dachwohnung, in der Licht gemacht wurde. Dann wechselte er die Straßenseite. Der Schatten des Clowns fiel auf die Gardine.

Feiner Nieselregen setzte ein. Von der Niehlerstraße zog ein Trupp Flickencloowns durch den Drosselweg, in ihrer Mitte ein Leiterwagen mit der dicken Trumm. Ausgerechnet vor dem alten Bürgerhaus machte der Trupp Halt. Einer der Flickencloowns schlug auf die dicke Trumm. Dann holte er aus dem Leiterwagen eine Flasche, schraubte sie auf und ließ sie reihum gehen.

Der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht setzte sich in den roten Mazda. Er öffnete das Handschuhfach und kramte darin herum. Dann fand er die kleine Scheckkarte und steckte sie in seine Jackettasche. Die Flickencloowns hatten sich auf das Mäuerchen gesetzt, das den Bürgersteig vom Vorgarten des alten Hauses trennte. Sie stimmten ein Lied an. Die feuchte Kälte drang in den roten Mazda. Der Mann startete den Motor und bog auf dem Niehler Kirchweg nach links ab.

Als der rote Mazda Minuten später wieder durch den Drosselweg rollte, saßen die Flickencloawns immer noch auf dem Mäuerchen vor dem alten Bürgerhaus und sangen.

Bruno brauchte einige Minuten, bis er Pepe Rogalzky am Eigelstein auf seinem Handy erwischte. Aus dem Telefonhörer drang Sirenengeheul und Stimmengewirr. „Ein netter, übersichtlicher Totschlag, die Leiche ist nicht vom Tatort weggerannt, der Mörder hat die Tatwaffe, ein Klappmesser, in der Hosentasche, das Motiv ist klar, Eifersucht“, hörte er Pepe Rogalzkys Stimme. Wieder beschlich Bruno diese bleierne Müdigkeit, die es so schwer machte, Pepe Rogalzky zum Freund zu haben. „Und wie steht’s bei dir? Noch ein Mord?“

„Ja, noch einer, meine Katze Emma Peel, und ich bin stocksauer!“, schrie Bruno Böllmann. „Die Leiche liegt am Tatort, sie hat rosa Schaum vor dem Maul, weil sie von dem gekostet hat, was in der braunen Plastiktüte war.“

„Gift?“, fragte Pepe Rogalzky verschlafen.

„Weißes Gift, mindestens ein ganzes Kilo Kokain“, erwiderte Bruno Böllmann. „Aber ich bin kein Spezialist, kann auch anderer Stoff sein.“

„Das ist ja interessant“, sagte Pepe Rogalzky und gähnte ausdauernd. „Ich bin hier gleich fertig und schaue auf einen Sprung bei dir vorbei.“

Die Flickencloawns hatten alle Strophen des Liedes gesungen. Es waren viele Strophen, aber der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht kannte Lieder, die noch länger waren. Dann hatten sie die Flasche leergetrunken, und einer der Flickencloawns übergab sich in den Rinnstein. Die anderen schauten zu, und als er fertig war, schlugen sie ihm auf die Schultern, weil er seine Sache gut gemacht hatte. Dann zogen sie weiter in Richtung Niehler Kirchweg.

Der Mann verließ den roten Mazda, ging durch den Vorgarten und zwängte die Plastikkarte in den schmalen Spalt zwischen Tür und Türpfosten. Dann führte er sie von oben nach unten. Das Schloss entriegelte sich mit einem leisen Klacken. Er schlüpfte ins Treppenhaus, wo die Geräuschkulissee aus Frau Mandersteins Fernseher wiederhallte.

Die Tür der Dachwohnung war zweimal umgeschlossen. Der Trick mit der Plastikkarte, die er aus einem Schlüsseldienstgeschäft gestohlen hatte, funktionierte nicht. Er ging eine halbe Treppe höher und spähte aus dem staubigen Bleiglasfenster. Ein Regenrohr war an der Hauswand angebracht, das bis zur Terrasse der Mansardenwohnung führte. Wenn er die Lieferung zurückhaben wollte, musste er diesen Weg nehmen.

Er hörte die Türklingel und duckte sich in den Winkel des obersten Treppenabsatzes unter die Dachbodenluke. Die Haustür wurde entriegelt und die Treppenhausbeleuchtung ging an. Als der Besucher die Mansardenwohnung betreten hatte, verließ der Mann mit der schwarzen Schminke im Gesicht das alte Bürgerhaus. Als er den Polizeiwagen bemerkte, hatte er kaum noch Hoffnung, die Lieferung wiederzubekommen. Doch er wollte keine Chance auslassen und setzte sich in den roten Mazda.

Vom Eigelstein war es nur ein Katzensprung bis zum Drosselweg, doch Pepe Rogalzky war keine Katze. Er war Kripobeamter und schob am Karnevalssonntag Dienst. Er mochte den Karneval nicht und der Karneval mochte Pepe Rogalzky nicht. Als er Brunos Dachwohnung betrat und mit seinen nassen, verdreckten Schuhen Schmutzspuren auf den Fliesenboden malte, wirkte er so erschöpft, dass ihm selbst der abgebrühteste Amtsarzt eine Schlafkur verordnet hätte.

„Kannst du nicht mal den Fernseher leiser drehen?“ Tusch! und Verabschiedung eines Tanzkorps, die erste Rakete des Abends war fällig.

„Da musst du die Wohnungstür von Frau Manderstein aufbrechen und ihren Fernseher erschießen“, erwiderte Bruno.

Pepe Rogalzky kehrte das weiße Pulver zusammen, füllte es in einen Gefrierbeutel, den er in einem der Hängeschränke fand, sammelte die Einzelteile des Hähnchens unter enormem Verbrauch von Küchenrolle ein und legte sie zurück in die Boutiquentüte.

„Woran ist Emma Peel denn nun gestorben?“, fragte Bruno, als Pepe Rogalzky mit seinen Beweisstücken am Küchentisch saß und einen frisch aufgebrühten Kaffee trank.

„Kein Kokain, du Amateur, sondern Heroin, mit Backpulver ge-

streckt“, erwiderte Pepe Rogalzky. „Dafür brauche ich keinen Laborbefund. Drei Jahre Rauschgiftdeznat und du hast den Geruch in der Nase. Für immer. Komisch, dass eine Katze so was frisst.“

„Emma Peel war süchtig“, sagte Bruno. „Backpulver war ihre große Leidenschaft.“

Der Bulle war in der Haustür stehen geblieben und hatte lang und herzhaft gegähnt. Dabei waren seine Schultern ein Stück in Richtung Boden gerutscht. Doch ihn konnte er nicht täuschen. Der Mann hatte einen Nacken wie eine vierspurige Autobahn und Arme, die bis nahe an die Kniekehlen reichten. Es war nicht leicht, einem solchen Mann eine Plastiktüte abzunehmen.

Der Mann zupfte sich den Konfettipunkt aus der schwarzen Schminke und startete den roten Mazda, als der Polizeiwagen in Richtung Niehler Kirchweg davongefahren war. Die Lieferung war verloren. Aber jetzt wusste er, wo er den Clown finden konnte, der ihn mit diesem unangenehmen Blick angeschaut hatte, diesem Blick, der ein Leben lang an einem haften konnte.

Als Pepe Rogalzky gegangen war, begrub Bruno seine Katze im Garten unter dem kahlen, struppigen Apfelbaum. Hier hatte er Emma Peel gefunden und sie ihn. Vier Jahre hatten sie miteinander in der Dachwohnung verbracht. Bruno hatte Monat für Monat Tüten mit Katzenstreu, Kartons mit Trockenfutter und Thunfischdosen die sechs Treppen in seine Dachwohnung geschleppt, vier Jahre Futternäpfe und Katzenklos gesäubert. Ansonsten hatte sich seine Katze einen Scheißdreck um Bruno geschert, außer dass sie ihn manchmal minutenlang ausdruckslos fixiert und dabei das Fell gestäubt hatte.

Gerda hatte Emma Peel gehasst und umgekehrt. Ihr Hass saß so tief, dass sie die vergangenen vier Jahre Brunos Dachwohnung nur selten und mit großem Missbehagen betreten hatte. Als Bruno die kleine Grube zuschaukelte, stiegen ihm die Tränen in die Augen. Er hatte Emma Peel gemocht. Sie war das einzige Wesen, das ihm in seiner Umgebung wirklich fehlen würde. Sein Leben würde um ein gewaltiges Stück einsamer werden.

Dann wischte er den Küchenboden auf und entfernte die Blutspuren von der Spüle. Seine Nachbarin, die Lehrerin für Erdkunde, evangelische Religion und Englisch an der Blücher-Schule in Nippes war, hämmerte mit dem Besenstiel so stark auf den Boden, dass die Gläser in den Hängeschränken klirrten. Es war die einzige Möglichkeit, Frau Manderstein verstehen zu geben, dass sie ihren Fernseher leiser stellen solle. Aber es war gar nicht so einfach, die richtige Stelle zu finden und den Kronleuchter in Frau Mandersteins Wohnzimmer so in Schwingung zu versetzen, dass die Glühbirnen zu flackern begannen.

Bruno setzte sich im engen, mit Büchern, CDs und einem Wust von Zigarettenschachteln aus Blech vollgestopften Wohnzimmer auf die abgewetzte Ledercouch, presste die beiden Sofakissen gegen die Ohren und versank minutenlang in eine Art Totenstarre, wie er es immer zu tun pflegte, wenn er eine folgenschwere Entscheidung zu treffen hatte. Was hatte ihm sein Freund Pepe beim Abschied gesagt? Mach' dir mal keine Sorgen, ich kläre die Sache. Wenn Pepe sagte, er solle sich keine Sorgen machen, war das der beste Grund, sich Sorgen zu machen.

Pepe hatte stark nachgelassen, seit ihm vor einem Jahr die Frau weggelaufen war und das Kind mitgenommen hatte. Bruno erinnerte sich daran, wie Pepe früher gewesen war, immer hellwach und voller Einfälle. Bruno Böllmann schüttelte sich und ihn beschlich das ungute Gefühl, dass diese Sache bei seinem alten Kumpel Pepe nicht in den besten Händen war.

Der Tod der fremden Frau hatte ihn ziemlich kalt gelassen. Emma Peels plötzliches Ableben hatte ihn traurig und wütend zugleich gemacht. Er ließ die Sofakissen von seinen Ohren fallen, zog den Zettel aus der Hosentasche, auf dem er sich Name, Telefonnummer und Adresse der Boutique notiert hatte, die auf der Plastiktüte gestanden hatten, ging zu seinem Schreibtisch und heftete den Zettel in einem leeren Aktenordner ab. Dann beschriftete er den Rücken des Aktenordners mit Emma Peels Namen, unter den er drei schwarze Kreuzzeichen malte.

Dann dachte er darüber nach, wer ihm weiterhelfen konnte. Vielleicht einer der Sambatrommler, vielleicht die Indianerin, die ganz in

der Nähe gestanden hatte. Es war eine echte Indianerin gewesen, eine südamerikanische Indianerin. Wo findet man in Köln Sambatrommler und südamerikanische Indianerinnen, fragte sich Bruno. Ihm fiel die brasilianische Karnevalsparty ein, die heute Abend in der Mülheimer Stadthalle abgehen sollte.

Er hatte den Dachboden schon mehr als ein Jahr nicht mehr betreten. Offensichtlich war er der einzige Mieter, der sich auf den Dachboden wagte. Bruno hatte sich mit einem Handfeger bewaffnet und kämpfte sich durch die Spinnennetze zu den drei großen Pappschachteln vor, die er abstaubte und herunter ins Badezimmer trug. Das Papageno-Kostüm in den Pappschachteln hatte er vor Jahren von einem dicken cholerischen Tenor, der in einem Zugabteil zwischen Konstanz und Regensburg mit einem Florett herumgefuchelt und dabei den Zuschaffner erheblich verletzt hatte, für dessen Verteidigung in Zahlung genommen. Das Kostüm entstellte ihn bis zur Unkenntlichkeit. Er stopfte die Rundungen des gewaltigen Bauches mit der zusammengeknüllten Samstagsausgabe des *Kölner Stadt-Anzeigers* aus, stülpte sich die Halbmaske mit dem spitzen Schnabel über und fand sich absolut lächerlich. Bei der kleinsten Bewegung wallten die Federn auf, schillerten in allen Farben des Regenbogens, klingelten die kleinen Glasperlen und knisterten die herzförmigen Plastikplättchen. Als er die Klinke der Badezimmertür hinunterdrückte, bekam er einen ziemlichen Stromschlag. Nach ein paar Schritten hatte sich das Kostüm schon wieder wie eine große Batterie elektrisch aufgeladen.

WERNER GEISMAR: KÖLNER SAMBA

232 SEITEN, BROSCUR

ISBN: 978-3-89796-218-7

PREIS 9,90 EURO

WWW.JUHRVERLAG.DE

WWW.GARDEZ.DE